

0994

Johann Jacob Schefer
JAKOBUS-PREDIGTEN
St. Gallen 1934-38
26 Predigten über den Jakobus
zwanzigste Predigt
Jakobus 4, 13-17



CHURCH DOCUMENTS

by Peter Sgotzai

JAKOB SCHEFER

JAKOBUS-PREDIGTEN

26 PREDIGTEN
ÜBER DEN JAKOBUSBRIEF

ST. GALLEN 1934-38

ZWANZIGSTE PREDIGT
ÜBER JAKOBUS 4, 13-17

Der vorliegende Text
ist eine wörtliche Abschrift des Originals
unter gegebenenfalls orthographischer Anpassung

© CHURCH DOCUMENTS
PETER SGOTZAI . AM KIRCHBERG 24 . 64743 BEEFELDEN
. BEERFELDEN JUNI 2004 / S0203

PREDIGT ÜBER JAKOBUS 4, 13-17

Priester Jakob Schefer
St. Gallen, 1938

„Wohlan nun, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und wollen ein Jahr da liegen und Handel treiben und gewinnen;

die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist's, der eine kleine Zeit währt, danach aber verschwindet er.

Dafür ihr sagen solltet: So der HErr will und wir leben, wollen wir dies oder das tun.

Nun aber rühmet ihr euch in eurem Hochmut. Aller solcher Ruhm ist böse.

Denn wer da weiß Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde.“

Wer den Brief des heiligen Jakobus nur flüchtig liest, der findet darin lauter Mahnungen aneinander-

gereiht. Er merkt wohl, dass der Verfasser auf die Heiligung seiner Gemeinden abzielt, seine Ermahnungen erscheinen ihm

aber als eine wahllose Zusammenstellung von Sünden, die zu meiden sind. Dieser Zusammenstellung scheint sogar oft der innere Zusammenhang zu fehlen, so z.B. der Zusammenhang zwischen dem letzten Vers und den vorangehenden unseres heutigen Textabschnittes, und dann fühlt sich der Leser gelangweilt. Ein Großer, der sich um das Wort Gottes sehr verdient gemacht hat, indem er es aus den überlieferten Urtexten übersetzte und dem gesamten Christenvolk in deutschen Landen zugänglich machte und bei ihm zu Ehren brachte, hat den Brief des heiligen Jakobus deshalb „eine stroherne Epistel“, einen schwer genießbaren Brief genannt. Bei eingehender Betrachtung lassen sich aber auch dort Zusammenhänge finden, wo sie auf den ersten Blick zu fehlen scheinen. Und ich zweifle keinen Augenblick daran, dass jener Große diese Zusammenhänge auch wohl gekannt hat. Er wollte mit seinem Ausspruch gewiss nur darauf aufmerksam machen, dass man die Zusammenhänge eben suchen müsse, um die Epistel genießen und den rechten Segen darauf gewinnen zu können.

Der Text unserer vorletzten, der 18. Jakobipredigt, schließt mit der Ermahnung: „Demütigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, demütigt euch vor Gott, so wird Er euch erhöhen.“ Damit erklärt der heilige Jakobus dem natürlichen Hochmut des menschlichen Herzens den Krieg. Und so wie er das Wort ausgesprochen oder eben niedergeschrieben hat, hört er im Geist schon die Gegeneinwände, welche dieses menschliche Herz dagegen erheben möchte, denn er kennt es wohl in seinem Trotz und in seiner Kreuzesflucht. Und weil er von seinen Volksgenossen, den Judenchristen, im Geist den Einwand hört: „Sind wir denn stolz vor Gott? Demütigen wir uns denn nicht in allen unseren Gebeten zu Hause, im Tempel und an jedem andern Ort, wagen wir doch nicht einmal den Namen auszusprechen, Seinen Namen, den Er Seinem Knecht Moses geoffenbart hat, und der in der Thora, im heiligen Buch, steht?“ Und um allen derartigen Einwänden zu begegnen, ehe sie gedacht und ausgesprochen würden, greift nun der heilige Jakobus Beispiele aus dem menschlichen Leben heraus, an denen sich anschaulich und recht lebendig zeigen lässt, dass und wieso wir diese Hauptermahnung zur Demütigung unter die gewaltige Hand Gottes so sehr nötig haben.

Das erste dieser Beispiele ist eine Sünde der Zunge, die eben gerade aus dem natürlichen Hoch-

mut des menschlichen Herzens hervorgeht. Zum vierten Mal kommt er hier auf die Sünden der Zunge zu sprechen, aber er nimmt diesmal eine ganz bestimmte Zungensünde vor und stellt sie in das Licht und Gericht Gottes, nämlich die Sünde der üblen Nachrede und des Richtens über den Nächsten.

Das zweite Beispiel des natürlichen Hochmuts des menschlichen Herzens zeigt, wie keck der Mensch oft seine gewinn- oder machthungrigen Pläne auf Jahre hinaus fest legt, als wäre er seines Lebens und Könnens gewiss, während er da, wo er gute Gelegenheit und Möglichkeit zum Gutes tun zur Hand hätte, dasselbe träge und missmutig unterlässt. „Ihr rühmt euch in eurem Hochmut eures Unternehmungswillens und eurer Kraft; wer aber Gutes zu tun weiß, und tut es nicht, dem ist es Sünde.“

Vom ersten Beispiel, das uns der hl. Jakobus vor Augen stellt, um uns zu zeigen, wie sich der fleischliche Hochmut des menschlichen Herzens oft äußert, haben wir in der letzten Jakobipredigt gesprochen. „Afterredet nicht untereinander, d.h. redet einander nichts Böses nach, redet nicht schlecht voneinander, verleumdet niemanden, verunglimpft nicht, verdächtigt nicht, richtet nicht.“

Es ist uns allen klar, dass wir in der Nichtbeachtung dieser Ermahnung uns gegen das Gebot der Nächstenliebe auflehnen. Aber wir setzen damit auch unser Urteil an die Stelle des Urteils Gottes und Seines Gesetzes; wir verdammen, wo Gott vielleicht noch rettet, brechen den Stab, wo Seine Hand wieder aufrichten möchte, stoßen weg, was Gott noch zu sich ziehen wollte, verurteilen, wo wir selber noch irren, fehlen, straucheln und vor Gott nicht bestehen mögen. Wir zeigen uns geneigt, den einen als gläubig, erweckt und geistlich gesinnt, den andern aber als weltlich, schwachgläubig und irdisch gesinnt zu erklären, während doch Gott allein in die Herzen sieht und selig sprechen oder verwerfen kann. Wo man sich noch über seine Mitmenschen hochmütig und lieblos erhebt und auf den Richterstuhl setzt, da ist die Ermahnung sehr am Platz: „Demütiget euch!“ Denn Demut vor Gott und Demut im Urteil über den Nächsten sind unzertrennlich, wie die Liebe zu Gott unzertrennlich ist von der Liebe zu den Brüdern.

Davon haben wir gesprochen und haben gefunden, dass gläubigen Christen, denen das böswillige Verleumden durch die Gnade Gottes längst zu einer inneren Unmöglichkeit geworden ist, doch das Richten über andere noch recht nahe liegen kann. Sie haben das Licht der Erkenntnis darüber, was gut und böse ist, was Gott wohlgefällt und was vor Ihm nicht

bestehen kann, und sind geneigt, diese Erkenntnis anzuwenden, indem sie urteilen über solche, die in der Heiligung noch rückständig sind. Davor warnt uns aber der hl. Jakobus mit großem Ernst, weil es im Widerspruch stehe mit der Demut, die wir vor Gott haben und auch vor dem Nächsten bekunden sollen.

Der hl. Jakobus sagt weiter, dass wir mit solchem Urteilen dem Urteil des göttlichen Richters vorgeifen und also das Gesetz und denjenigen richten, der es gegeben hat. „Wer seinem Bruder afterredet und richtet seinen Bruder, der afterredet dem Gesetz und richtet das Gesetz. Richtest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Täter, sondern ein Richter. Es ist ein einiger Gesetzgeber und Richter, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du aber, der du einen andern richtest?“ Davon haben wir letztes mal gesprochen und haben uns dem Wort des hl. Jakobus gebeugt.

Lassen wir uns nun heute von ihm zeigen, wie sich menschlicher. Hochmut und Selbstüberhebung noch auf eine weitere Art bemerkbar machen kann durch uns, die wir doch längst wissen, dass wir uns demütigen sollten unter die gewaltige Hand Gottes und der Meinung sind, wir hätten es längst getan und täten es immer.

In unserem heutigen Text greift der hl. Jakobus ein weiteres Beispiel aus dem täglichen Leben heraus, an welchem wir so recht deutlich sehen können, was er mit seiner Hauptmahnung meint: „Demütiget euch vor Gott, so wird Er euch erhöhen“ (Jak. 4, 10).

„Ihr, die ihr saget, heute oder morgen wollen wir da oder dorthin gehen, dort ein Jahr bleiben, Geschäfte machen und dabei Geld verdienen, ihr, die ihr nicht einmal wisset, was der morgige Tag bringt. Was ist denn euer Leben? Ein Dampf ist's, ein Dunst, der eine kleine Weile sichtbar und dann verschwunden ist. Saget anstatt dessen, wenn es des HErrn Wille ist, so werden wir leben und dies und jenes tun. Nun aber prahlt ihr mit euren guten Tagen und meint, sie werden immer andauern. Solches Prahlen ist verwerflich. Und wer das Gute kennt, das er tun sollte und tun könnte, tut es aber nicht, der sündigt damit, dass er's unterlässt.“

Der hl. Jakobus führt uns da, in seiner Art, Beispiele aus dem täglichen Leben herauszugreifen, unternehmende Handelsleute vor Augen und lässt sie sich aussprechen über ihre Gedanken und Pläne, fleißige, unternehmende Handelsleute, wie sie unter seinem Volk schon damals besonders zahlreich waren. Da hat sich nun schon mancher gefragt, ob denn das Christentum mit dieser Stelle im Jakobibrief und

mit dem Verbot des HErrn Jesu bei Matth. 6: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet... Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen“, nicht jeglichen Erwerbstrieb ausschalten wolle, während doch jeder Geschäftsmann und nicht etwa bloß jeder Großkaufmann fast mit den Worten unseres Textes sagen müsse: „Heute oder morgen wollen oder müssen wir da oder dort dies oder jenes ins Werk setzen und versuchen, dabei ein gutes Geschäft zu machen.“

Muss man sich denn von jedem Unternehmen zurückhalten lassen durch das Bedenken, nicht zu wissen, was morgen sein werde und wie das Leben einem Dampfwölkchen gleiche, das bald wieder verschwinde. Eine so zaghafte Gemütsstimmung sei wohl zu Jakobi Zeiten, als Christenverfolgungen an der Tagesordnung waren, verständlich, dürfe aber in unseren Zeiten trotz großer Unsicherheit und täglich neuer Hemmungen des freien Verkehrs nicht zu sehr überhandnehmen, wenn nicht Arbeitslosigkeit, Not und Teuerung durch unsere eigene Schuld andauern und anwachsen sollen.

Worin haben denn die guten Zeiten bestanden, die uns Gott zwischen der großen französischen Revolution und dem letzten großen Krieg (NB: gemeint ist

der 1. Welt krieg), also während der Dauer des apostolischen Werkes des Endes, schenkte? Doch hauptsächlich in der Freiheit des Welthandels, im freien Warenaustausch unter den Völkern! Und war nicht zu allen Zeiten mit jedem Unternehmen ein Risiko, ja eine gewisse Gefahr verbunden? Kann denn jemand etwas gewinnen auf irgendeinem Gebiet, ohne etwas dabei aufs Spiel zu setzen, etwas zu wagen? Muss nicht auch der Landmann Saatgut und Arbeitslohn wagen? Wohl, wagen gewinnt, wagen verliert, aber was not tut, das muss man wagen und was not tut, das lässt sich auch alles wagen. Nicht stets gewann, wer kühn gewagt, doch stets *verlor*, wer feig verzagt. Der Knecht, der das ihm anvertraute Pfund in ein Schweißstuch knüpfte und vergrub, wurde ein Schalk und fauler Knecht genannt und musste es dem geben, der mit seinem Pfund *zehn* andere Pfunde gewonnen hatte (Luk. 19, 24). Ein treuer Knecht sagt: „Ich wag's, Gott vermag's!“

Aber der hl. Jakobus besteht auf seinem Satz: „Die ihr saget, heute oder morgen wollen wir da oder dorthin gehen und ein Jahr dort liegen und hantieren und gewinnen; ihr wisset nicht, was morgen sein wird. Euer Leben ist ein Dampf, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet. Ihr rühmt euch in eurem Hochmut, und all solcher Ruhm ist böse.“

Der hl. Jakobus wusste wohl so gut wie wir alle, dass Handel und Erwerb notwendig sind im Leben der Völker damals wie heute und dass es ohne Plänemachen nicht geht; und seine Worte des 13. und 14. Verses können auch nur dann als das tägliche Leben hindernd bezeichnet werden, wenn sie aus ihrem Zusammenhang mit den Worten des folgenden, des 15. Verses, herausgerissen werden, wo es heißt: „Ihr solltet statt dessen sagen, so der HErr will und wir leben, wollen wir dies und jenes tun.“ Unser ganzer Text wendet sich nicht gegen das Plänemachen an sich, sondern nur gegen jene hochmütige, prahlerische Gesinnung, in welcher der Mensch vergisst, dass aller Segen und alles Gelingen von oben kommt; dass umsonst gearbeitet wird, wo der HErr nicht das Haus bauet und daher so spricht, wie Napoleon I. vor seinem russischen Feldzug gesprochen hat, als ihn jemand an das Sprichwort erinnerte „der Mensch denkt und Gott lenkt“, „ich denke nicht bloß, sondern ich lenke auch!“

St. Jakobus hat auch nicht bloß Handelsleute im Auge, sondern hat sie nur beispielsweise erwähnt. Wenn er die Glieder seiner Gemeinden nicht lieber vor Überhebungen hätte warnen wollen, die speziell ihnen näher lagen, als diejenigen der Größten dieser Welt, hätte er ebenso wohl an die Sprache Nebukadnezars erinnern können, die er führte, trotzdem er durch ei-

nen Traum von Gott und durch das Wort des Propheten Daniel auf die Vergänglichkeit seiner menschlichen Kraft und Macht aufmerksam gemacht worden war. Als dieser König sich auf seiner Burg erging, hob er an zu rühmen: „Das ist die große Babel, die ich erbaut habe durch meine große Macht und zu Ehren meiner Herrlichkeit!“ Von Stund an wurde das Wort, das über ihm geweissagt, und das Schicksal, das ihm im Traum gezeigt war, erfüllt; er wurde von den Leuten verstoßen und musste bei den Tieren des Feldes wohnen; sein Leib musste unter dem Tau des Himmels liegen; seine Haare wuchsen wie Adlersfedern und seine Nägel wie Vogelklauen.

Auch uns mögen gerade solche Überhebungen, wie sie in den erwähnten Worten Napoleons sich offenbaren, ferne liegen, ja widerwärtig scheinen. Ernste Christen haben seinerzeit auch bange Gedanken gehabt, als selbst einem so frommen Mann, wie Hindenburg, in einer kritischen Zeit des sogenannten Weltkrieges das Wort entfuhr: „Wir schaffen's! Ernst ist die Zeit, aber sicher ist uns der Sieg!“ Wir erschrecken auch, wenn wir immer wieder hören, wie in unserer Zeit im Blick auf den Aufstieg eines uns benachbarten Volkes und Reiches (NB: gemeint ist Deutschland) so selbstbewusst nicht nur mit der nächsten Zeit, sondern gleich mit tausend Jahren gerechnet und hoch dahergeredet wird. Aber ertappen

wir, soweit wir uns dazu noch jung, gesund und kräftig genug fühlen, nicht auch uns selbst noch beim Plänemachen und Luftschlösser-Bauen, wobei wenigstens mit Jahrzehnten gerechnet wird, und wobei wir so tun, als ob wir über die Zukunft zu verfügen hätten, als ob die Zeit in unseren anstatt in Gottes Händen stünde und wir nicht mit allem, was wir sind und haben und mit allem unserem Schaffen und Wirken ganz von Ihm abhängig wären. „So rühmt ihr euch in eurem Hochmut“, schreibt der hl. Jakobus - „und solcher Ruhm ist böse“, fügt er bei.

Nun sind allerdings, wie schon unter den ersten Jüngern des HErrn und bei den Christengemeinden des Anfangs, auch in den Gemeinden unter den Aposteln des Endes noch nie viel Gewaltige gewesen. Vom Nazarener hat's geheißt: „Glaubt auch irgendein Oberster oder Pharisäer an Ihn?“ Und Er selber hat gesagt: „Ich preise Dich, Vater und HErr Himmels und der Erde, dass Du solches den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbaret hast“ (Matth. 11, 25). St. Paulus schrieb an die Korinther (1. Kor. 1, 26): „Sehet an, liebe Brüder, eure Berufung: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen.“

Und unter uns sind schon gar je länger je weniger solche, die großes Selbstvertrauen hätten und

sich ihrer Kraft rühmen möchten, denn *diese* haben unsere Versammlungen meistens bald wieder verlassen. Unsere Gemeinden bestehen jetzt überwiegend aus alten Leuten, von denen naturgemäß manche leidend sind, aus Wenigbemittelten, unter denen manche ohne lohnende Beschäftigung sind, aus Leuten, die noch nie eine große Rolle gespielt oder Schätze gesammelt haben auf Erden. Diejenigen, die etwas auf die Seite gebracht haben, sind zumeist auf irgendeine Art wieder drum gekommen. Da sind kaum welche, die sich ihrer Errungenschaften rühmen oder mit dem prahlen möchten, was sie in eigener Kraft noch unternehmen und leisten möchten, viel eher solche, die sich fürchten und mit Bangen in die Zukunft blicken.

Wenn wir uns nun aber *sorgen*, Geliebte, ist dieses Sorgen nicht auch ein Plänemachen? Nur eben ein solches, das mit Angst anstatt mit Überhebung verbunden ist. Wenn wir auf eine gewisse Zeit hinaus *sorgen*, so rechnen wir doch damit, dass wir diese Zeit noch erleben. Überhaupt, wenn wir sorgen, tun wir so, als wenn wir Vorsehung spielen müssten oder möchten, unser Schicksal selber in die Hand nehmen und gestalten möchten. Wenn man es bei Licht beseht, ist Sorgen Hochmut, das Gegenteil von dem Sich-Demütigen unter die gewaltige Hand Gottes. Sorgen gehört entschieden zu jenem selbstherrlichen

Verfügenwollen über die Zukunft, vor dem unser heutiger Jakobustext mit so ernsten Worten warnt. Auch in *seinen* Gemeinden mögen, wenn auch verhältnismäßig wenige alte, aber doch viele Glieder, gewesen sein, die mehr mit Sorgen als mit überspannten Erwartungen in die Zukunft blickten.

Nun befolgen ja schon viele unserer Gemeindeglieder den Rat des heiligen Jakobus und haben es sich zur unverbrüchlichen Regel und festen Gewohnheit gemacht, wenn von etwas Zukünftigem die Rede ist, zu sagen: „So Gott will“ oder „mit Gottes Hilfe.“ Das ist christliche Sitte, aber es ist wohl darauf zu achten, dass diese drei Worte, die man in Briefen gewöhnlich abkürzt, d.h. nur mit den Anfangsbuchstaben andeutet, nicht zu einer gedankenlosen Redewendung werden; denn es kommt doch eigentlich nicht darauf an, dass wir diese drei Worte brauchen oder wenigstens andeuten, sondern dass ihr Sinn uns regiere. Es ist unserem HErrn Jesus Christus und Seinem leiblichen Bruder, dem heiligen Jakobus, dem Bischof von Jerusalem, nicht darum zu tun, dass wir sooft als möglich sagen „so Gott will“, oder in unseren Briefen „s. G. w.“ schreiben, sondern dass das, was wir uns zu tun vornehmen, auch mit dem Willen und den Geboten Gottes allezeit in vollem Einklang stehe. Dann reinigt und läutert das Wort

unser Wollen und mahnt uns, unsere Pläne mit dem heiligen Gotteswillen in Einklang zu bringen.

Wo man von Herzen spricht „so Gott will“, da ist auch demütige Ergebung in Gottes Willen, da ist auch kindliches Vertrauen zu Gott, dass Er allezeit das Beste will, so dass man auch des Herzens Lieblingswünsche ganz in Gottes Hände legt. Und wenn dann Gott einmal unsere Wünsche nicht erfüllt oder unsere Pläne durchkreuzt, so murren und klagen wir nicht, sondern unsere Seele bleibt stille zu Gott, weil wir uns ja zum vorneherein Seinem Willen unterworfen haben. „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“

Solche Ergebung in Gottes Willen soll uns allerdings nicht zur trägen Ruhe, zu müßigem Allesgehenlassen verführen, sondern Hand in Hand mit dem Stillesein zu Gott geht das Tätigsein für Gott. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge wohl beschicken.“ St. Jakobus weist uns nicht umsonst hin auf die Kürze, Flüchtigkeit und Unsicherheit unseres Lebens. „Was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet.“ Darin liegt nicht nur Mahnung zur Demut, sondern auch Aufmunterung zu treuerem, gewissenhafterem Gebrauch der kurzen Zeit unseres flüchtigen Lebens; zu wirken, solange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann. Da wir nicht wissen, was

morgen geschieht, ob der HErr kommt oder unser Leben hienieden zu Ende geht, lasset uns jedes Heute nutzen; nicht auf morgen verschieben, was heute geschehen kann. Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden, denn, so schließt unser heutiger Jakobitext: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde.“

Pastor Albrecht hat diesen letzten Vers unseres Predigttextes mit den Worten übersetzt: „Wer das Gute kennt, das er zu tun hat, und es unterlässt, dem wird's als Sünde angerechnet.“ Durch das Unterlassen des Guten bleibt also in unserem Leben nicht bloß gleichsam ein Blatt unbeschrieben, sondern das betreffende Blatt ist mit einer Schuld beschrieben. Da zeigt der heilige Jakobus ein gar großes Sündenregister auf. Mögen die Begehungssünden noch so zahlreich sein, zahlreicher noch sind die Unterlassungssünden unseres Lebens. Unerleuchtete Menschen denken, wenn sie überhaupt an ihre Sünden denken, meistens nur an Tatsünden und sind stolz auf den wohlfeilen Ruhm, dies und jenes Schlimme noch nie getan zu haben. Derweil sind es aber lauter Unterlassungssünden, die nach dem Wort des HErrn bei Matthäus 24, 42-43 denen vorgehalten werden, zu denen der Weltenrichter sagen wird: „Gehet hin, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.“ „Ich bin hungrig gewesen,

und ihr habt Mich nicht gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt Mich nicht getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt Mich nicht beherbergt, Ich bin nackt gewesen, und ihr habt Mich nicht bekleidet, Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt Mich nicht besucht.“

Auch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter redet der HErr nicht von den Räubern, welche den Wanderer überfallen und halb tot geschlagen haben. Ihre Tat ist Sünde, das ist selbstverständlich, schreckliche Sünde! Jesus aber rückt die Unterlassungssünde des Priesters und des Leviten viel mehr ins Licht, die dem Wanderer zwar kein Haar gekrümmt, aber auch nichts getan haben ihm beizustehen, sondern mit allerlei Selbstbeschwichtigungen vorübergegangen sind. Auch vom reichen Mann, der den armen Lazarus vor seiner Türe unverpflegt liegen ließ, und vom trägen Knecht, der sein Pfund vergrub, erzählt Er keine bösen Taten, sondern nur, dass sie das Gute nicht getan haben, das sie hätten tun sollen, und von einem scharfen Gericht, das deshalb über sie ergangen ist.

„Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde“ das ist ein ernstes Wort, das uns gar viel zu sagen hat! Wir wissen alle viel, viel Gutes, das wir tun könnten und tun sollten. Wir wissen, dass wir

Gott über alles lieben müssen, dass wir unsere Gemeinschaft mit Gott und mit Seinem Sohn Jesus Christus pflegen müssen, treue Bibelleser und Schriftforscher, begierige Hörer des Worts und treue Beter sein müssen, und dass der Dank gegen Gott nicht fehlen darf. Aber aus Trägheit und Gleichgültigkeit lassen wir es an diesem und jenem fehlen. Das gibt dann nicht nur eine leere Stelle in unserem Lebensbuch, sondern ein Schuldblatt.

Wir wissen, dass wir mit Augen der Liebe in die Welt hineinsehen und auf Füßen der Liebe durch sie hindurchgehen müssen, dass wir das unsrige dazu beizutragen haben, dass der Sünde und des Sündenelends weniger werde auf Erden, dass Seelen gerettet, den Gefallenen Liebe erwiesen werde, dass wir den HErrn zu ehren haben mit unserem Gut, es Ihm zur Verfügung zu stellen haben, wo Er desselben bedarf.

Wir dürfen nicht leicht darüber hinweggehen, wenn wir es da und dort mangeln lassen. Wo sollen wir hin, wenn Gott mit uns um unserer Unterlassungssünden willen ins Gericht gehen will? Nähme ich Flügel der Morgenröte... Wir wissen bereits viel zu viel Gutes zu tun, als dass wir uns mit Unwissenheit entschuldigen könnten. Damit, dass wir den Willen Gottes wohl kennen, ist uns eben ein hohes, fernes Ziel gesteckt, dem wir mit dem besten Fleiß nur ganz

allmählich näher rücken. Aber der uns dieses Ziel gesteckt hat, ist der HErr, unser Gott, barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue. Und gerade den Anfang hat Er uns leicht und lieblich gemacht.

Der Anfang Seines göttlichen Willens an uns ist nämlich enthalten in der freundlichen Einladung, uns versöhnen zu lassen mit Ihm durch den, den Er dahingegeben hat für uns zur Versöhnung für unsere Sünden, auch für unsere Unterlassungssünden, der nicht nur gestorben, sondern auch auferweckt ist. Wir kommen von Ostern her und haben uns von neuem erheben lassen von der Auferstehungsbotschaft, dass wir nicht nur mit Ihm begraben sind durch die Taufe in den Tod, sondern auch mit Ihm auferstanden zu einem neuen, sieghaften Leben im Glauben an Ihn, der uns Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat. Und nun dringt die Kraft der Wahrheit aus unserem Wissen immer mehr herein in unseren Willen als eine erneuernde, heiligende Lebenskraft, und wir erfahren es an uns selbst, dass sündigen erkranken heißt und dahinsterven, durch den Glauben an das uns in der Taufe geschenkte neue Leben in Gott tüchtig zu sein; das Gute zu tun aber heißt genesen und leben.

Es wird uns immer mehr Bedürfnis, darüber ins klare zu kommen, was Gottes Wille von uns verlangt; es ist uns peinlich, es einmal nicht zu wissen, und wir suchen es immer besser zu erkennen, welches da sei der gute, der wohlgefällige und vollkommene Gotteswille. Dass wir mit unserem Tun noch zurückbleiben hinter dem, was wir wissen und erkennen, lässt uns nicht gleichgültig, es schmerzt uns und ist uns ein Ansporn zu vermehrter Heiligung. Uns verlangt danach, immer reicher zu werden an Früchten der Gerechtigkeit; und solchem Verlangen kommt Gott bereitwillig entgegen nach der Verheißung unseres HErrn und Heilandes: „Ich bin der rechte Weinstock und Mein Vater der Weingärtner, jegliche Rebe an Mir, die nicht Frucht bringt, wird Er wegnehmen; eine jegliche aber, die Frucht bringt, reinigt Er, dass sie mehr Frucht bringe.“